

„AUF GOTT VERTRAUEN UND DER VERSUCHUNG WIDERSTEHEN“

PREDIGT AM 1. FASTENSONNTAG LJ A

*„Die süßesten Früchte fressen nur die großen Tiere, /
nur weil die Bäume hoch sind / und diese Tiere groß sind. /
Die süßesten Früchte schmecken dir und mir genauso, /
doch weil wir beide klein sind, / erreichen wir sie nie.“¹*

Liebe Schwestern und Brüder,

Vielleicht haben Sie diese Verse samt Melodie noch im Ohr. Es ist der Refrain eines Schlagers, den Peter Alexander vor vielen Jahren gesungen hat. Als Schlagersänger und Entertainer hat er in vielen Liedern und Sketchen das Lebensgefühl der „kleinen Leute“ zum Ausdruck gebracht. Gerade das hat ihn in seiner aktiven Zeit bei vielen so beliebt gemacht.

Das hier zitierte Lied ist so etwas wie ein Gleichnis: Ein Entlein möchte auch einmal süße Kir-schen fressen. Aber seine Mutter macht ihm klar, dass die für eine Ente immer unerreichbar sein werden und dass es sich daher mit Salat begnügen muss. Denn: „Die süßesten Früchte fressen nur die großen Tiere ...“ – siehe Refrain. Das Entlein weint daraufhin bitterlich und findet diese Welt sehr ungerecht. Und damit sind wir beim Kern dieser Parabel: Es tut uns weh, ja es kränkt uns und verletzt uns im Tiefsten, wenn wir den Eindruck haben, dass uns etwas vorenthalten wird, von dem wir meinen, dass es uns zusteht. Und je unerreichbarer es ist, desto erstrebens-werter kann es uns erscheinen.

Dieses Empfinden kann uns auf ein tatsächlich bestehendes Unrecht aufmerksam machen und dazu motivieren, uns für mehr Gerechtigkeit einzusetzen. Menschen in allzu vielen Ländern ha-ben durchschaut, dass sie unterdrückt und schamlos ausgebeutet werden. Sie kämpfen um ihre Freiheit und um die Güter ihrer Länder, die ihnen zustehen. Das ist die eine, die berechtigte Seite.

Die andere Seite aber birgt eine große Gefahr: Das Gefühl, im Leben zu kurz zu kommen, etwas nicht erreichen zu können, was anderen gleichsam in den Schoß fällt, macht uns anfällig für Missgunst und Neid. Und das ist ein sehr zerstörerisches Gift.

Auch die erste Lesung², die wir heute gehört haben, ist eine Art Parabel mit dem gleichen Thema. Der zweite Schöpfungsbericht der Bibel erzählt vom Paradies. Den ersten Menschen, so lesen wir da, ging es rundherum gut. Sie waren bestens versorgt und hatten alles, was sie für ein glückliches Leben brauchten. Sie hatten also keinen Grund zum Klagen.

Bis die Schlange kam. Wir erfahren nichts über die Motive der Schlange. Aber wir hören, dass sie schlau war; so schlau, dass sie die Schwachstelle der paradiesischen Harmonie erkannte und ausnutzte. Offensichtlich kann man auch Menschen, die alles haben, noch einreden, dass ihnen etwas fehlt. Der erste Versuch ist ziemlich plump: Hat Gott wirklich gesagt, dass ihr von all den Bäumen nichts essen dürft? – Nein, die vielen leckeren Früchte hat Gott uns nicht vorenthalten, antwortet Eva. Nur von einem einzigen Baum dürfen wir nichts ernten, weil uns das nicht gut tun würde; wir würden daran sterben. Alles in bester Ordnung; soweit kein Handlungsbedarf. Die Schlange ist scheinbar abgeblitzt. Aber sie war ja nicht dumm. Dieser erste Teil gehörte zu ihrer Strategie. Sie suggeriert den Menschen: Ihr lasst euch mit ein paar billigen Früchten abspeisen. Das aber, worauf es wirklich ankommt im Leben, das hat Gott euch vorenthalten.

Denn Gott hat euch etwas voraus. Das ist sein Privileg und sichert seine Macht über euch. Nur Gott selbst bestimmt darüber, was gut und was böse ist, was erlaubt ist und was nicht. Ihr habt euch danach zu richten. Dadurch seid ihr von ihm abhängig und nicht frei. Wenn ihr aber von diesem Baum esst, dann gehen euch die Augen auf. Dann entscheidet ihr selbst über Gut und Böse. Dann seid ihr selbst wie Gott und könnt ein ganz und gar selbstbestimmtes Leben führen.

¹ Lied aus dem gleichnamigen Film. Gesungen von Peter Alexander und Leila Negra.

² Gen 2,7-9; 3,1-7

Mit anderen Worten: Was Gott euch vorenthält, ist nicht irgendein Obst, sondern das höchste Gut: die Freiheit. *„Da erkannte die Frau, dass es köstlich wäre, von dem Baum zu essen. ... Sie nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihrem Mann, der bei ihr war, und auch er aß.“*

Wenn wir uns in unserer Welt umschauen – in der langen Geschichte der Menschheit bis hinein in unsere Tage – können wir dieses Muster immer wieder erkennen: Autoritäre Machthaber speisen ihre Untertanen mit kleineren oder größeren Wohltaten ab, das Entscheidende aber behalten sie für sich selbst: Die Freiheit und die Macht, über Gut und Böse zu befinden und die Menschen danach zu beurteilen und zu richten. Selbst das chinesische Regime gönnt den Menschen inzwischen einen gewissen materiellen Wohlstand – Freiheit und Macht aber bleiben für das gemeine Volk unerreichbar. Was nehmen Menschen in Hongkong, in Belarus, im Iran und in anderen Teilen der Welt nicht alles auf sich, um die süße Frucht der Freiheit zu erlangen, die oft an für sie viel zu hohen Bäumen hängt. Wir, die wir in unserer Gesellschaft schon weitgehend selbstbestimmt leben können, haben dafür Verständnis. Denn wir sind überzeugt: Alle Menschen sind gleich an Würde und Rechten. Niemand hat das Recht, andere zu unterdrücken und auszubeuten.

Gefährlich aber wird es, wenn wir diese zwischenmenschlichen Erfahrungen auf Gott projizieren. Denn dann wird auch er für unser Empfinden zum Despot, gegen den man sich auflehnen darf, ja sogar muss. So argumentieren ja auch viele Religionskritiker. Aber genau das ist auch die Wurzel aller Sünde. Denn durch diese Sicht wird das Vertrauensverhältnis und damit jede gute Beziehung zwischen Mensch und Gott grundlegend beschädigt, ja letztlich sogar zerstört. Und das ist in letzter Konsequenz tödlich.

Genau davon spricht Paulus im Römerbrief.³ Adam ist der Prototyp des Menschen, der im Miss-trauen gegen Gott gefangen ist und sich daher immer wieder gegen seinen Schöpfer auflehnt, sich gar über ihn erhebt. Das ist die tödliche Macht der Sünde. Jesus dagegen ist der Urtyp des Menschen, der ganz von Gottvertrauen erfüllt und geprägt ist – bis hinein in die scheinbare Gott-verlassenheit am Kreuz. Er gibt sich ganz in Gottes Hand. Auf den ersten Blick endet genau das tödlich für ihn. Aber Gott hat in ihm den Tod überwunden und ihn zu neuem, unzerstörbarem Leben auferweckt. Damit ist die grundlegende Beziehungsstörung zwischen Mensch und Gott überwunden, auch uns allen steht dieses Leben offen.

Durch seine Botschaft, durch sein Leben und Sterben hat Jesus uns gelehrt: Wir brauchen Gott nicht zu misstrauen, denn er hält nichts zurück. Paulus drückt es einmal so aus: *„Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben - wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“* (Röm 8,32)

Gott will uns nicht beherrschen. Er liebt uns und ist selbst der Garant unserer Freiheit. Und wir brauchen Regeln, damit das Zusammenleben gelingen kann. Aber darüber zu befinden, was im Letzten – und nicht nur moralisch gedeutet – gut oder böse ist, das steht uns nicht zu. Diese Ordnung hat Gott gesetzt – um unseres Lebens und unserer Freiheit willen. Wann immer Menschen gemeint haben, sie könnten oder wüssten es besser, ist es auf tragische Weise schief gegangen und es hat für unzählige Menschen tödlich geendet. Das galt und gilt für menschliche Regime wie z. B. den Nationalsozialismus in Deutschland. Das ist aber auch bittere Erfahrung in und mit der Kirche im Blick auf die dunklen Kapitel ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart.

Widerstehen wir also den Versuchungen der „Schlange“, die auch in unseren Herzen und Gedanken ihr Gift von Neid und Missgunst verspritzen will. Widerstehen wir den Versuchungen des Bösen, der immer wieder einen Keil treiben will zwischen uns und Gott. Nehmen wir Maß an Jesus von Nazareth, *„der in allem wie wir in Versuchung geführt worden ist, aber nicht gesündigt hat.“* Der Hebräerbrief bezieht sich hier auf die Versuchungen Jesu, von denen wir im Evangelium gehört haben.⁴

Setzen wir, wie er, unser ganzes Vertrauen auf Gott. Dann werden uns die Gnade und die Gabe der Gerechtigkeit reichlich zuteilwerden. (Vgl. Röm 5,17). AMEN

© Pfr. Walter Mückstein

³ 2. Lesung (Kurzfassung): Röm 5,12.17-19

⁴ Hebr 4,15; Vgl. auch heutiges Evangelium: Mt 4,1-11